

Diese WOCHE

## Die Kulturredaktion der PNN empfiehlt

Die Luft ist lau, der Flieder duftet, kurzum: Der Mai steht vor der Tür. Das will am **Montagabend** gebührend gefeiert werden, denn dann ist Walpurgisnacht. Im Foyer des **Nikolaiksaals** (*Wilhelm-Staab-Straße 10/11*) soll es ab **20.30 Uhr** heiß und eng werden. Olaf Mückes „**Thursday Night Soul Club**“ will für glühende Sohlen sorgen. Tickets für den Tanz in den Mai gibt es für 15 Euro.

Funky und schnell geht es auch am **Dienstag** im **Waschhaus** (*Schiffbauergasse*) weiter. Dann bläst „**Fanfare Ciocarlia**“ zum Sturm. Wenn die zwölf Musiker aus dem entlegenen rumänischen Dorf Zece Prajini die Backen blähen, wird zu den quirligen Roma-Rhythmen wohl kein Bein am Boden bleiben. Die Blaskapelle gilt mit ihrem Balkan-Funk weltweit als eine der besten Live-Bands. Los geht es um **20 Uhr**, Karten kosten 20 Euro.

Orchestrale Klänge aus dem England des 17. Jahrhunderts werden am **Donnerstag** den Kammermusiksaal des **Havel-schlösschens** (*Waldmüllerstraße 3*) in Klein-Glienicke erfüllen. Zu Gast sind ab **20 Uhr** Annette Otterstedt und Hans Reiners. Sie präsentieren ihr Programm „**The Fifts and Other Dimensions**“. Im Gepäck haben sie zwei sogenannte Lyraviolen, auch bekannt als Gambe oder Kniegeige. Gespielt werden einige von Bachs anspruchsvollsten Violinen-Solis. Kartenkosten 25, ermäßigt 15 Euro.

Vier Jahre hat es gedauert, bis **Ruben Wittchow** die richtigen Musiker für sein Poesiepop-Projekt gefunden hat. Am **Samstag** stellt der Potsdamer Pop-Poet nun im **Bürgerhaus am Schlaatz** (*Schilfhof 28*) sein zweites Album mit dem Titel „Bleib, wenn du willst“ vor. Die Lieder auf der CD klingen mal abern, mal fröhlich, mal tief traurig, aber nie langweilig. Los geht es um **20 Uhr**.

Wer keine Musik mag, dem bietet das Wochenende Literarisches: **Harry Rohwit**, der Übersetzer und Gelegenheits-Schauspieler der „Lindenstrasse“, ist am **Samstag** im **Lindenpark** (*Stahnsdorfer Straße 76-78*) zu Gast, er liest ab **20 Uhr**. In der **Druckerei Rüss** (*Ulanenweg 4*) liest am **Samstag** ab **20 Uhr** **Josef Bierichler** aus seinem Roman „Mittelreich“. In der **Villa Quandt** (*Große Weinmeisterstr. 46/47*) stellt **Heimo Schwilk** am **Sonntag** ab **11 Uhr** sein Buch „Hermann Hesse. Das Leben des Glasperlenspielers“ vor. **PNN**

## Stimmgewalt

Rebekka Bakken begeisterte im Waschhaus

Schloss man die Augen, konnte man das Auf- und Abflauen der eigenen Gänsehaut bei jedem zarten, bei jedem kräftigen Ton spüren. Bis in die hintersten Ecken des Saales war sie regelrecht zu spüren, diese atemberaubende Stimme. Diese Stimme gehört Rebekka Bakken, die am vergangenen Freitag zu Gast im Waschhaus war. Ohne große Vorreden legte sie los und überwältigte das gespannt wirkende Publikum mit ihren Liedern, die jedem durch Mark und Bein gingen. Zuerst ein wenig unsicher auf der Bühne, fühlte sich Rebekka Bakken jedoch mit jedem ihrer Songs sichtlich wohler. Und auch das Publikum taute mit der Zeit zusehends auf, sodass nach den anfänglichen „Brava“-Rufen bald ganze Applauskanonaden auf die Frau auf der Bühne einprasselten. Die wunderbar intime Stimmung des Konzertes war nicht nur der kleinen Größe des Publikums zu verdanken, sondern auch Rebekka Bakken selbst, die immer wieder den Kontakt mit dem Publikum suchte. Ein kleiner Plausch über ihre Erinnerungen an ihren letzten Besuch in Potsdam brach jegliche Barrieren zwischen ihr und ihren Zuhörern.

Mal selbst am Klavier oder mal völlig versunken, beinahe abgewandt vom Publikum zur Seite gedreht, schien Rebekka Bakken während ihrer Songs in ihre eigene Welt abzutauchen. In den ruhigen Passagen gewährte sie dem Publikum einen tiefen Einblick in ihre Gefühlswelt. Jede Stimmlage nahm sie mit einer spielerischen Leichtigkeit, die beeindruckte. Doch auch in der Rolle der Rockröhre überzeugte sie. So hatte man fast den Eindruck, dort müsse mehr als eine Sängerin auf der Bühne stehen, so wechselhaft war ihre Stimme. Ohne große Bühnenshow, nur mit einer gelungenen Lichtszenierung unterstrichen, ließ Rebekka Bakken ihre Stimme ganz für sich sprechen.

Nach eineinhalb Stunden und diversen Zugaben, die Rebekka Bakken merklich genoss, fand der Applaus kaum ein Ende. Zart und trotzdem kräftig, an den richtigen Stellen ein regelrechter Ausbruch an Energie und dann wieder sanft. Eine Stimme, von der sich diverse TV-Casting-show-Teilnehmer noch eine Scheibe abschneiden können. Da bleibt nur zu hoffen, dass sie Potsdam in guter Erinnerung behält und der Stadt mal wieder einen Besuch abstattet. Das sollte man sich dann nicht entgehen lassen. Stimmlich ein wahres Erlebnis.

CHANTAL WILLERS



Wie ein Gedicht. Persönlich, intim, ein Film voller Poesie und Zärtlichkeit, so lautet das Urteil der Jury für den ausgezeichneten HFF-Film „Wir sterben“, in dem Regisseurin Josephine Links ihre Großmutter beim Sterben begleitet.

Foto: Sehnsüchte/Promo

## Dem Tode so nah

Drei „Sehnsüchte“-Preise bleiben diesmal in Potsdam. Das Sterben ist in mehreren Preisfilmen Thema

VON JAN KIXMÜLLER

Um es gleich vorweg zu sagen: Entscheidungen von Jurys muss man respektieren. Aber nicht unbedingt teilen. Dass der Preis für den besten langen Spielfilm bei dem am Sonntag zu Ende gegangenen HFF-Studentenfilmfestival „Sehnsüchte“ an den finnischen Film „So it goes“ (Antti Heikki Pesonen) ging, ist nicht völlig daneben. Aber angesichts der vielen anderen starken Filme schwer nachvollziehbar. Die Geschichte der gefrusteten Elli, die den in sie verliebten Heze nur für ihre Zwecke ausnutzt und dann, als er sterben muss, doch noch vermisst, bevor sie auch noch erfährt, dass er vielleicht ihr Halbbruder war – das ist schon sehr konstruiert.

Sicher, der Film ist handwerklich gut gemacht, steckt voll von finnischem Lebensverdruss und die Darstellerin der Elli hat die gefrustete junge Frau so gut verkörpert, dass sie dafür zu recht auch noch den Schauspielpreis der „Sehnsüchte“ erhält. Doch wirklich mitreißend oder emotional nahegehend wird die Geschichte nicht, man bleibt irgendwie nur Beobachter. Einzige Erkenntnis: „Adulthood is a big pain in the arse“. Das wussten wir doch schon.

Ähnlich verhält es sich mit dem doppelt ausgezeichneten Film „Buy me!“ von Catalina Flórez (Filmakademie Baden-Württemberg), der sowohl als bester langer Dokumentarfilm als auch für seinen Schnitt ausgezeichnet wurde. Wir befinden uns im Rotlichtbezirk von Amsterdam, die Prostituierten erzählen von ihrem Leben, ihren Wünschen und ihrer Arbeit. Das wird dann bei 59 Minuten irgendwann doch etwas langatmig, es dreht sich im Kreis: Eigentlich wollen die Mädchen da wieder raus, einige Kunden wollen eklige Sachen mit ihnen machen, dann sind es wieder die Outfits, die heißen Höschen und die anderen Acces-

soires, über die gefachsimpelt wird. Besonders geschickt oder ungewöhnlich geschnitten wirkt das Ganze auch nicht unbedingt. Hier wurde stärker Handwerk als Inhalt und Wirkung bedacht, klare Struktur und sicherer Rhythmus galt der Schnitt-Jury als preiswürdig, erfrischender Zugang und große Geschlossenheit der Dokfilm-Jury.

Treffender fielen da schon die Preise in der Kategorie „Unter 30 Minuten“ aus. Der kurze Spielfilm „Die Schaukel des Sargmachers“ ist ein kleines Juwel. Ganz aufgeregt erzählt Elmar Imanov (Internationale Filmschule Köln) die Geschichte eines aserbaidzischen Sargmachers, der seinen behinderten Sohn malträtiert. Als er erfährt, dass Musa nur noch kurze Zeit zu leben hat, verändert sich seine Beziehung zu dem erwachsenen Sohn, er sorgt sich um ihn, auch wenn er es nicht einmal vor sich selbst zugeben will. Als sich dann auch noch die

ärztliche Prognose als Fehldiagnose herausstellt, meint man geradezu so etwas wie kurze Freude bei dem spröden Vater zu bemerken. Ein Film der leisen Zwischentöne, der die tiefen Klüften des zwischenmenschlichen Zusammenlebens in der einsamen, kargen Bergwelt Aserbaidschans auslotet. Sehr empfehlenswert. Solche Klüften gibt es zwischen der Regisseurin Josephine Links (HFF Potsdam) und ihrer Großmutter nicht. Sie sprechen in dem grandios mit Schwarzweiß-Einstellungen bebilderten Dokumentarfilm „Wir sterben“ über den unausweichlich näher kommenden Tod der alten Frau. Beide auf einem Bett, der junge Körper neben dem sehr alten, sprechen sie in einer erstaunlichen Offenheit über die letzten Dinge des Lebens. Sie wolle einfach einschlafen, ohne Aufgeregtheit, sagt die alte Frau am Ende. Doch sie denkt nicht ohne Beklommenheit an das, was kommen mag: „Weil man weiß, dass man es

nicht unter Kontrolle hat.“ Dass der Film den Preis für Dokumentarfilme unter 30 Minuten des Festivals erhielt, ist mehr als nachvollziehbar. Er ragt aus den anderen Filmen durch die große Nähe, die er dem Zuschauer zu den beiden Frauen ermöglicht, heraus. „Persönlich, intim, ein Film voller Poesie und Zärtlichkeit. Fotografiert wie ein Gedicht“, lautete dann auch das Urteil der Jury.

Womit wir bei dem kleinen Preiswunder für die Potsdamer HFF wären. In den Vorjahren war man etwas zurückhaltend damit, Preise auch an Filme von der HFF zu vergeben, schließlich richten die Studenten der Hochschule das Festival selbst aus. Diese unnötige Zurückhaltung scheint nun durchbrochen, gleich drei Filme der HFF wurden ausgezeichnet. Neben „Wir sterben“ auch der vielbeachtete Film „Kriegerin“ über das Neonazimädchen Marisa von HFF-Absolvent David Wnendt (Produzentenpreis für Sophie Stäglich), der nahezu zeitgleich beim Deutschen Filmfest mit drei Preisen ausgezeichnet worden war. Hinzu kommt noch Tomer Esheds kongenialer HFF-Animationsfilm „Flamingo Pride“ (zusammen mit „Swarming“ von Joni Männistö ausgezeichnet), in dem ein Flamingo darum kämpft, aus der schwulen Gemeinde der anderen Flamingos herauszukommen.

So hat das Studentenfestival in diesem Jahr nicht nur den Faden zum Potsdamer Publikum wieder stärker aufgenommen – von der brechend vollen Eröffnung über volle Kinderfilmblöcke bis zur ausgebuchten Party am Samstag –, sondern auch ein wenig zu sich selbst gefunden. Dass man neben dem Thalia und der HFF nun auch wieder das Studiogelände bespielt, ist zu begrüßen, wenn auch das Thalia als Festivalkino der unangefochtene Platzhirsch bleibt. Und rund 6500 Gäste und Zuschauer, das waren gut zehn Prozent mehr als im Vorjahr – ein gutes Omen.

### STUDENTENFILMFESTIVAL SEHSÜCHTE 2012

#### Drei Preise an die HFF Potsdam

- **Bester Spielfilm:** „So it Goes“, Regie Antti Heikki Pesonen.
- **Bester Spielfilm unter 30 Minuten:** „Die Schaukel des Sargmachers“, Regie Elmar Imanov.
- **Bester Dokumentarfilm:** „Buy Me!“ Regie: Catalina Flórez.
- **Bester Dokumentarfilm unter 30 Minuten:** „Wir sterben, Regie: Josephine Links (HFF).
- **Beste Kamera:** „Tear drop“, Kamera: Friede Clausz.

- **Bester Schnitt:** „Buy Me!“, Schnitt: Kilian Schmid.
- **Bestes Schauspiel:** Armi Toivanen, für Elli in „So it Goes“, Regie: Antti Heikki Pesonen.
- **Bester Animationsfilm:** „Flamingo Pride“, Regie: Tomer Eshed (HFF) und „Swarming“, Regie: Joni Männistö.
- **Fokus-Preis „Nachhaltigkeit“:** „Behind the Screen“, Regie: Stefan Baumgartner.
- **Produzentenpreis:** Preis

von der Rotor Film Babelsberg an „Mia und der Minotaurus“, Produktion: Friedemann Goez, Christian Hergenrother. Preis vom Erich Pommer Institut an „Die Kriegerin“, Produktion: Sophie Stäglich (HFF).
- **Bestes Musikvideo:** „Alcoholic Faith Mission – Legacy“, Regie: Bryn Chainey.
- **Kinderfilmpreis:** „Mia und der Minotaurus“
- **Drehbuchpreis:** „Pauls Alptraum“ Kix

## Erhabenheit trotz Schmerz

Der Choreograph Daniel Léveillé lotete in der Fabrik das Alleinsein aus

In die Stille hinein dreht sich der Tänzer, hüpfte in gewaltigen Sätzen und fällt immer wieder präzise auf seine Füße zurück. Die brachialen Bewegungen mögen so gar nicht zur einsetzenden zarten Violinsonate Bachs passen. Doch genau so schnell wie sich die Körperkraft entlädt, herrscht wieder Ruhe. Eine Stille, die aus Haltungen entsteht, die an Yoga-Asanas erinnern und dem gebeutelten Körper seine Festigkeit zurückgeben. Es ist das erste von fünf Soli, die der kanadische Choreograf Daniel Léveillé entworfen hat, der seit einiger Zeit in der Potsdamer Fabrik zu Gast ist. Sein Stück ist ganz neu, es ist die Vorpremiere von „Solitude before“, welche Anfang Juni in Montreal uraufgeführt wird.

Die Thematik der Soli ist die Einsamkeit. Die Umsetzung der vier Tänzer differiert, doch viele der Motive wiederholen sich eindringlich. So der Blick zum

Himmel, auf den ein beinahe besessenes Wirbeln des Kopfes, dann der hilflose Sturz auf den Boden folgt. Ist dieser Blick nach oben? Die gescheiterte Suche nach Transzendenz? Immer wieder Drehungen, variantenreich auf dem Boden und in der Luft, doch eben immer um sich selbst und auf sich selbst zurückgeworfen. Die Arme scheinen schwer an etwas zu heben, halten sich selbst an den Schultern, wollen etwas wegwischen. Doch wie man es dreht und wendet – die Einsamkeit bleibt.

Anspannung und Schmerz stehen im Raum. Mal auf allen Vieren, mal schwimmend hockend oder auf dem Rücken liegend. Die Bewegungen sind abgehackt und voller Ungeduld. Manchmal wild, aber immer kontrolliert. Anstrengung und Schweiß stehen auf den Gesichtern der Tänzer, ihr Atem ist deutlich hörbar. Im Eifer des Gefechts gehen die Violinen-

sonaten oft unter, selten bewegen sich Körper und Musik im Gleichklang, doch wenn sie es tun, ist es erlösend.

Genau so wie sich auf dem weißen Quadrat auf schwarzem Boden auch Augenblicke der Erhabenheit abspielen. Meist sind es die Ausgangs- oder Endpunkte der Sequenzen, die heldenhafte Standfestigkeit demonstrieren. Als wäre Alleinsein etwas, dem nur durch einen aufrechten königlichen Gestus beizukommen ist und dem erst dadurch eine besondere Qualität abgerungen werden kann. Denn die Einsamkeit ist selbst gewählt: Ein einziges Mal stehen alle vier Tänzer gemeinsam auf der Bühne. Doch als einer seinen Tanz beginnt, verschwinden die anderen hinter dem Vorhang. Der Tanzende nimmt es wahr, doch er artikuliert keinen Einwand, konzentriert sich auf sich selbst und versenkt sich hinter seinen Schultern, als würde er sich verbergen. Und

dann zusammengekauert einsam auf dem Boden liegend, schnell der Körper sofort weiter, so als könne er diesen Zustand doch nicht ertragen.

Schon sind in diesem elementaren Spannungsfeld die seltenen Momente des Humors. Mal zeigt einer der Tänzer einem imaginären Feind seine geballten Fäuste. Und unter den meist kantigen Bewegungen überrascht der unvermutet geschmeidige Hüftschwung eines Tänzers, aus dem sich eine atemberaubende Piourette entwickelt. Ein anderes Mal hält er mitten im Bewegungsschwing seinen Fuß fest als wolle er sich seiner Anwesenheit vergewissern.

Der inzwischen 60-jährige Daniel Léveillé, der bereits letztes Jahr in der Fabrik begeistert hat, will durch seine Performance auf eine weitere Thematik aufmerksam machen: Das unerschrockene Aufwallen von Emotionen. Er betrachtet

## Man nehme ein Märchen

Koproduktion „Ilsebill“ zu Gast im T-Werk

Sagen wir mal, das Grimmsche Märchen „Der Fischer und seine Frau“. Arme Fischersleute, die bei einem zum Fisch verwunschenen Prinzen ein paar Wünsche frei haben und über den Wunsch nach mehr Lebensstandard, nach mehr Einfluss, ja nach gottgleicher Existenz an ihrer, nein: eigentlich der weiblichen Maßlosigkeit scheitern. Diese Geschichte adaptiere man nun in die heutige Zeit. Eine solche Adaption konnte sehen, wer am Freitagabend zu Gast im T-Werk war und die Koproduktion „Ilsebill“ sah, die ausgestattet und dramaturgisch begleitet wurde von Jens Uwe Sprengel und Puppenspielern der Berliner Schaubühne und dem Theater Handgemenge.

Eine ärmlich wirkende, beinahe leere Schrankwand, ein Tisch und ein Stuhl. Eine alte Registrierkasse, auf der Frederike Hellmann in der weiblichen Hauptrolle der Ilsebill akribisch summierte, was Pierre Schäfer in der männlichen Hauptrolle des Hans an Pfennigen Wassergeld förmlich im Klo hinunterspülte. Beide im eher proletarischen Hauskleid (Jogginghose, Plüschpantoffeln). Ilsebill augenscheinlich verzweifelt ob der desolaten Haushaltslage, die durch ein Baby, das man fast ausschließlich nur durchs Babyphon hörte, noch mehr in die Schiefelage geraten war. Es war der Hochzeitsstag des Paares und aufgrund des feierlichen Anlasses sollte eine schon ältere Fischdose geöffnet werden, als Festmahl sozusagen.

Und plötzlich sprach dieser Fisch, eine grün-bläulich schimmernde Handpuppe, zum Leben erweckt von Puppenspieler Pierre Schäfer. Erinnernte Hans, dass sie sich schon einmal getroffen hatten, damals, auf dem Fließband der Fischveredlungsfabrik, in der Ilsebill und Hans gearbeitet hatten, bevor es zur ungerechtfertigten Kündigung kam.

Der Fisch bat um klares Wasser und bot Wunschfreiheit. Diese wurde munter genutzt und zeigte sofort, dass der Wünschende präzise formulieren sollte. Bei verbaler Lässigkeit könnte sonst, so zeigte das Stück, der Sohn vom Kleinkind schnell zum Manne werden – „Nun werd' doch endlich mal erwachsen!“ –, oder die weibliche Eitelkeit ins Lächerliche abdriften. Die moderne Ilsebill nämlich wünschte sich eine Topfigur und die Stimme der Amy Winehouse, die wäre ja jetzt frei! Sie wäre eben gern so ein richtig heißer Feger. Ein Handfeger in diesem Fall, einer, der sich die Federboa um den Hals schlang und Popsongs trällerte, sehr zur Erheiterung des Publikums.

Das männliche Wünsche da weniger ambitioniert sein konnten, zeigte Hans, der sich schnöde ein Radieschenbrot und eine Flasche Bier „bestellte“. Selbstverständlich wurde es noch maßloser mit den Wünschen. Plötzlich steht ein geldscheißender Esel aus Pappmaché auf der Bühne und treibt das Paar zum Größenwahn, führt dazu, dass die beiden sich hinter nicht ganz blickdichter Plastikwand entkleiden und in Geld baden, bevor sie plötzlich feststellen, dass all das Geld unecht und der Esel nur eine billige Attrappe war.

Die Moral dieser zugegeben eher unterhaltsamen als tiefgründigen Version des Märchens? Geld macht nicht glücklich. Hans und Ilsebill hatten ihren wieder kleinkindlichen Sohn zurück und stellten, im wahrsten Sinne des Wortes (tropf, tropf, tropf), ihren Dachschaten fest. Da hatten der Fischer und seine Frau weniger Glück.

ANDREA SCHNEIDER

Die moderne Ilsebill wünscht sich die Stimme von Amy Winehouse

ANTJE STIEBITZ